



THOMAS KERN, «A DRUG FREE LAND» / EDITION PATRICK FREY

FOTO-TABLEAU: A DRUG FREE LAND 4/5

Ein Mann hat sein Auto fürs «Demolition Derby» in North Dakota nach dem 11. September 2001 benannt. Der Schweizer Thomas Kern, der von 1998 bis 2006 als freischaffender Fotograf in San Francisco lebte, hat das Bild im Jahr 2004 aufgenommen. Er ist zweifacher Gewinner des World Press Photo Award. Die Foto ist dem Band «A Drug Free Land» entnommen. Die Aufnahme eines mit «A Drug Free Land» beschrifteten Zauns einer High School in Kalifornien lieh dem Buch den Titel.

www.nzz.ch/tableau

ZUSCHRIFTEN VON LESERINNEN UND LESERN

Bedingungen für gute Spitalmedizin

Unter dem Titel «Schlechte Bedingungen für die Spitzenmedizin» (NZZ 26. 6. 10) wird die von Zürcher Medizinprofessoren aufgestellte Behauptung zitiert, dass aufgrund der für Assistenz- und Oberärzte vorgeschriebenen 50-Stunden-Woche Ärzte an Schweizer Spitälern während der Ausbildung nicht genügend Erfahrung sammeln könnten. Im Vergleich zu Ärzten z. B. in den USA – die bis zu 80 Stunden pro Woche arbeiten dürfen/müssen – führe dies zu einem bedrohlichen Verlust an Erfahrungszuwachs und habe zur Folge, dass die Schweiz bezüglich Spitzenmedizin kein kompetitiver Standort mehr ist. Dass diese Meinung von führenden Schweizer Spitzenmedizinern und Opinion-Leadern vertreten wird, ist erstaunlich und bedauerlich. Jeder Arzt, der in seiner Ausbildungszeit noch 36-Stunden-Schichten und 90-Stunden-Wochen leisten musste, kann von eigenen und fremden kleineren und grösseren Katastrophen bei der Patientenversorgung berichten, die aufgrund von Übermüdung und Überforderung des betreuenden Assistenzarztes aufgetreten sind. Dass die Arbeitsleistung und -qualität bei überlangen Arbeitszeiten – auch bei Ärzten! – bedrohlich abnimmt, ist in zahlreichen Studien nachgewiesen worden.

Tatsächlich gehört die Schweiz bezüglich Ausbildungsmöglichkeiten für Ärzte nicht zu den führenden Nationen. Dies liegt aber weniger an den zu kurzen Arbeitszeiten der Auszubildenden als vielmehr an einem Mangel an einer spezifischen Teaching-Kultur, die gerade

angelsächsische Länder auszeichnet und bevorzugt. Nur wenn die Unikliniken hierzulande die Ausbildung ihrer jungen Ärzte zu fähigen Klinikern und Forschern als eine ihrer Kernaufgaben wahrzunehmen beginnen, kann ein Abstieg der Schweizer Spitzenmedizin in die zweite Liga verhindert werden. Dazu sind definierte und strukturierte Ausbildungs-Curricula erforderlich.

Tobias Merz, Oberarzt Universitätsklinik für Intensivmedizin, Inselspital Bern

Die Bedingungen, welche Claudia Schoch in ihrem Artikel zur Spitzenmedizin (NZZ 26. 6. 10) aufführt, sind eigentlich plausibel. Es scheint auch einem Laien klar zu sein, dass je mehr Operationen ein Arzt beziehungsweise ein Ärzteteam ausführt, die Abläufe desto sicherer werden und die Risiken für den Patienten desto kleiner sind. Eine Blinddarmoperation lasse ich sicher nicht durch einen Arzt vornehmen, der das nur einmal im Jahr macht, ich gehe doch zum Spezialisten, welcher solche Eingriffe täglich vornimmt. Das Seilziehen um die Spitzenmedizin sollte wegkommen vom in der Schweiz so geliebten «Kantönlicheist». Es wäre endlich an der Zeit, dass die Politiker einmal die Partikularinteressen der Kantone zugunsten der Sache hintanstellen. Und es darf doch nicht sein, dass für eine endgültige Lösung noch einmal drei wertvolle Jahre «verplempert» werden.

Fritz Ochsner-Burger, Volketswil

Bei Operationen, die einen hohen technischen oder Labor-Aufwand benötigen, ist die Notwendigkeit der Zentralisierung unbestritten. Bei Eingriffen, die keinen grossen technischen Aufwand voraussetzen, die aber nicht häufig genug anfallen, entstehen Fragezeichen. Ein Beispiel ist die Chirurgie der Verengung der Halsschlagader. Bei einer Bevölkerung von 100 000 Einwohnern kommt der Eingriff etwa 15-mal pro Jahr vor. Nach Ansicht gewisser Fachleute aus zentralen Kliniken ist dies eine zu tiefe Fallzahl. Dabei erzielt ein gut ausgebildeter Chirurg auch im peripheren Spital gute Resultate, der technische Aufwand ist niedrig, und die Kosten sind eindeutig tiefer als im universitären Zentrum. Auch die Vergleichbarkeit der Resultate im Zentrum gegenüber der

Peripherie ist nur bedingt möglich, denn die hochkomplizierten Fälle werden ohnehin ins Zentrum verlegt.

Die Schlussfolgerung liegt nahe: Die Auswahl der Diagnosen und Eingriffe muss im Konsens mit den peripheren Spitälern erfolgen. Das auswählende Organ darf nicht ein politisches, sondern muss ein fachliches Gremium sein, in welchem auch Fachkräfte aus peripheren Spitälern präsent sind. Die Konsequenzen von falsch ausgewählten Fällen sind für kleinere und mittlere Spitäler weit gravierender als im Artikel dargestellt. Je mehr Diagnosen oder Eingriffe zentralisiert werden, desto grösser ist die allgemein vermeidbare Abwanderung der Patienten in die Zentrumsspitäler. Die kleineren und mittleren Spitäler verlieren ihre Attraktivität nicht nur für die Patienten, sondern auch für neue, gut ausgebildete Fachkräfte. Sie werden somit unnötig verkleinert und degradiert. Dabei sind diese Krankenhäuser wichtige regionale Arbeitgeber.

Peter Soyka, Leitender Arzt Chirurgische Klinik, Kantonsspital Schaffhausen

Katholische Kirche als Immobilienfirma

Der Bericht über den Umzug der Paulus-Akademie nach Zürich-West (NZZ 25. 6. 10) schliesst mit einer unauffälligen Bemerkung: Die Römisch-Katholische Kirche des Kantons Zürich liegt finanziell auf einem weichen Bett. Der Journalist hätte den Lesern auch noch verraten sollen, wem dies zu verdanken ist: Nicht den willig Kirchensteuer bezahlenden Mitgliedern, sondern zu über 50 Prozent den Steuererträgen, die von juristischen Personen stammen. Was zu einem nationalen Sport geworden ist: sich seine Wünsche vom Kanton, vom Bund oder wem auch immer finanzieren zu lassen, ist bei der Römisch-Katholischen Zürcher Staatskirche in über 40 Jahren zur «respektheitshen» Tradition gediehen. Sie hat sich zu einer Immobilien- und Verwaltungsgesellschaft gewandelt. Die ab dem Jahr 2012 noch kräftiger sprudelnden Fremdgelder werden diese Entwicklung festigen.

Richard Dähler, Zürich

Entscheiden und verantworten

Zwei Beiträge in der NZZ vom 23. 6. 10 sind mir ins Auge gestochen. In beiden geht es um das Entscheiden. Rolf Dobelli schreibt in der Rubrik Meinung & Debatte über die Grenzen unseres kognitiven Denkens in Anbetracht der zunehmenden Komplexität einer globalisierten Welt. Das habe zur Folge, «dass wir Fehlentscheidungen in ungeahnten Massen machen werden». Da wir aber nicht darum herum kommen, zu entscheiden und zu handeln, seien Entscheidungsträger in Wirtschaft, Wissenschaft und Politik nicht mehr an ihren Resultaten, sondern an ihren Entscheidungsprozessen zu messen. Wenn Entscheide gut vorbereitet, kritisch durch unabhängige Denker hinterfragt und mit Eventualplänen und Szenarien abgestützt seien, «dürfen wir uns über die Resultate nicht aufregen». Ist dem so? Ich bezweifle es!

Dazu der zweite Beitrag in der Rubrik Wirtschaft über den Rücktritt von Elli Planta von der Spitze der Arbeitnehmervertretung der Grossbank UBS. Planta kritisiert den Missstand des heutigen Bankenmanagements wegen einer zunehmenden Bürokratisierung der Entscheidungsfindung durch Controlling-Prozesse, das Abhaken von Checklisten und die Mentalität, sich formalistisch gegen allfällige spätere Anschuldigungen abzusichern. Als ehemaliger Leiter eines mittelständigen Unternehmens kann ich diese Aussage nur bestätigen. Selbstverständlich müssen Unternehmensentscheide sorgfältig vorbereitet sein. Doch es braucht noch mehr. Gute Entscheide erfordern Erfahrung, ein verlässliches Bauchgefühl, Intuition sowie Mut zum Risiko. Entscheiden heisst Verantwortung übernehmen, und zwar Verantwortung letztlich für das Resultat und nicht für den Entscheidungsprozess.

Bernard A. Siegfried, Zofingen

Rolf Dobelli präsentiert mit «Im Wunderland – wir haben eine kognitive Grenze überschritten» (NZZ 23. 6. 10) eine ansprechende Kurzanalyse der gegenwärtigen Bewusstseinslage der westlichen industrialisierten Gesellschaften. Ein wichtiges Instrument zur Bewältigung der kognitiven Grenzen lässt er jedoch ausser acht: den Blick in die Geschichte. Wir sind nämlich nicht die erste Generation von Menschen, deren Welt sich binnen kürzester Zeit derart drastisch wandelt, so dass wir sie nicht mehr denkerisch durchdringen können. Man denke nur an die Spätantike und den Zusammenbruch des Weströmischen Reiches oder das 16. Jahrhundert mit seinen Entdeckungen und wissenschaftlichen Neuerungen. In diesen Epochen stiessen die Leitwissenschaften ebenfalls an ihre Grenzen, waren verwirrt und mussten sich neu ausrichten. Leider leben wir momentan in einer Gesellschaft, die immer nur in die Zukunft blickt und oft vergisst, dass die Strukturen der grossen Auseinandersetzungen der menschlichen Zivilisation sich weniger wandeln, als wir meinen. Historia docet.

Patrick Huser, Luzern

Was heisst «Grenzen überschreiten» – nicht wissen, meinen, glauben oder was? Was Rolf Dobelli wahrscheinlich sagen wollte, sagte Kant klar: «Die menschliche Vernunft (...) wird durch Fragen belästigt, die sie nicht abweisen (...), aber auch nicht beantworten kann, denn sie übersteigen alles Vermögen der menschlichen Vernunft.»

Nun, welche Fragen grosser Tragweite übersteigen gegenwärtig das Vermögen der menschlichen Vernunft? Etwa, ob Staaten investieren oder sparen sollen? Die Antwort ist einfach: Investiert werden darf, wenn sich die Investition zurückbezahlt – und effizient gearbeitet werden muss immer. Die Antwort auf die damit verbundene Frage ist noch einfacher: Werde ich als Politiker wieder gewählt, wenn ich das nachhaltige Richtige tue? Um Gottes Willen: nein! Und hier liegt der Hase im Pfeffer – nicht in der Kognition.

Übrigens: Welche «kognitive Gewissheit» hat ein Unternehmen, wenn es investiert? So wenig wie einer, der heira-

tet. Aber ein Unternehmen hält sich an gesunde Maximen, hält Reserven gegen Rückschläge und organisiert sich flexibel. Will sagen: Die Kenntnis im Voraus ist immer ungenügend – und doch kann man systematisch Erfolg haben. Bei Misserfolg meint man immer, man habe zu wenig gewusst – man hat aber in der Regel nur, was man eigentlich hätte wissen können, übersehen. Rolf Dobellis These von den «kognitiven Grenzen» trifft höchstens in dem Sinn zu, als niemand bequeme Lösungen weiss, die allen zupasskommen.

Hans Widmer, Oberwil-Lieli

Kindergarten oder Grundstufe?

Nachdem nun langjährige Versuche ergebnislos waren, dass der Kindergarten dem Modell von Basis- und Grundstufe ebenbürtig ist (NZZ 24. 6. 10), plädiere ich für den guten alten Kindergarten. Alle neueren Schulmodelle jeglicher Altersstufe tendieren ganz bewusst darauf, in der Schule die Zäsuren abzuschaffen. Die Kinder dürfen nicht mehr wahrnehmen, ob sie jetzt eigentlich im Kindergarten oder in der Schule sind. Man will den Schülern auch nicht zumuten, zu wissen, ob sie in einer Realschule mit Betonung auf berufspraktischen Fächern oder in einer Sekundarschule sind, die andere und in gewisser Hinsicht eben auch höhere Anforderungen stellt. Vorschul- und Schuljahre zerfliessen zu einem undefinierbaren Brei, in welchem weder Eltern erkennen, woran sie mit ihren Kindern sind, noch die Schüler wissen, wohin sie eigentlich gehören. Das ist ein Mangel an Wahrhaftigkeit und im Grunde ein Etikettenschwindel. Auch im Leben, wofür das Kind ja lernt, sind die Übergänge nicht immer fließend, sondern sprunghaft. Warum soll der angehende Erstklässler nicht auch seinen Stolz haben, wenn er vom Kindergarten in die Schule wechseln kann? Warum vertuscht man denn, dass Schüler unterschiedliche Begabungen haben und daher kontinuierlich jenen Unterricht geniessen sollten, in welchem sie in Ruhe arbeiten können, später erfolgreich den Sprung in die Arbeitswelt schaffen, eine Lehre beginnen oder in eine höhere Schule übertreten können?

Peter Schmid, Frauenfeld

Die Grundstufenversuche im Kanton Zürich begannen mit einem Kaltstart. Für die Beteiligten waren altersdurchmischtes Lernen sowie Team-Teaching einer Kindergarten- und einer Primarlehrperson Neuland. Räumlichkeiten mussten den neuen Gegebenheiten angepasst werden. Unterrichtsmittel wurden erst im Verlauf des Schulversuchs entwickelt. Angesichts dieser Ausgangslage sind die Evaluationsresultate enorm positiv zu werten: Kinder, die früher die Einschulungsklasse besucht haben, können die Schule gemeinsam mit allen anderen besuchen. Vielerorts werden auch Kinder mit einer Behinderung erfolgreich integriert. Altersdurchmischte, Team-Teaching und klassenintegrierte heilpädagogische Unterstützung machen dieses Schulmodell offensichtlich tragfähiger. Zudem hat die wissenschaftliche Evaluation gezeigt, dass die Grundstufenkinder eher bessere Lernerfolge aufweisen. Dass sich ihr Lernniveau in der zweiten Klasse an dasjenige der ehemaligen Kindergarten- und Erstklasskinder angleicht, kann nicht der Grundstufe angelastet werden.

Peter Lienhard, Uster

AN UNSERE LESERINNEN UND LESER

Wir danken allen Einsenderinnen und Einsendern von Leserbriefen und bitten um Verständnis dafür, dass wir über nicht veröffentlichte Beiträge keine Korrespondenz führen können. Kurz gefasste Zuschriften werden bei der Auswahl bevorzugt; die Redaktion behält sich vor, Manuskripte zu kürzen. Jede Zuschrift an die Redaktion Leserbriefe muss mit der vollständigen Postadresse des Absenders versehen sein.

Redaktion Leserbrief
NZZ-Postfach
8021 Zürich, Fax 044 252 13 29
E-Mail: leserbriefe@nzz.ch

KORRIGENDUM

NZZ. Am 29. Juni berichteten wir auf der Medienseite über Magazine, die das Landleben feiern. Unter anderem zitierten wir Johannes Urban. Er ist Chefredaktor des «Bayerischen Landwirtschaftlichen Wochenblatts», das im Deutschen Landwirtschaftsverlag erscheint. Die im Artikel erfolgte Zuordnung zum «Landwirtschaftlichen Wochenblatt Westfalen-Lippe», das im selben Verlag wie die «Landlust» erscheint, war falsch.